

Evi Romen in Unsere Liebe Frau im Walde, wo sie den Großteil ihres ersten Kinofilms gedreht hat: „Sind die alle wegen mir da?“



Foto: Alexander Alber

# Die ewige Liebe

Evi Romen hat ihren ersten Spielfilm abgedreht. Manchmal war es wie im Krieg und manchmal wie im Zirkus. Und manchmal musste sie auch mit der Peitsche schnalzen.

**E**vi Romen hat nur vier Stunden geschlafen. Bis 4 Uhr in der Früh hat sie in der Kirche von Unsere Liebe Frau im Walde (770 Einwohner) am Nonsberg eine Szene für ihren ersten Spielfilm „Hochwald“ gedreht. Es ist der letzte Drehtag, als wir sie im Hotel Hirschen treffen, das die Filmcrew in diesen Tagen zu ihrer Zentrale gemacht hat.

Es ist Donnerstag, der 28. November, 11.30 Uhr, die Schauspieler sitzen nach der langen Nacht beim Frühstück. Unten, neben dem Eingang des Hotels, sieht man noch die Schrift „Gemischtwarenhandlung“. Normalerweise ist dort ein Souvenirladen untergebracht, er wurde für den Film umgebaut.

27 Tage hat Evi Romen zur Verfügung, um den Film zu drehen. Dann folgt das, was sie in den letzten 30 Jahren als „Editorin“ beim Film gemacht hat: der Schnitt. Die zweite Hauptrolle in „Hochwald“ spielt, neben Noah Saavedra, der junge Südtiroler Schauspieler Thomas Prenn. In weiteren Rollen sind etwa Hannes Perkmann, Katja Lechthaler, Elisabeth Kanettis, Martin Schneider und Lissy Pernthaler zu sehen.

Evi Romen, „noch 52“, ist in Bozen aufgewachsen, vier Geschwister (sie die Jüngste, ihre Schwester Christa Redakteurin bei *Rai Südtirol*, ihr Bruder Paul Bürgermeister in Jenesien, der Vater war ein hoher Landesbeamter). Ihr Mann ist der Filmregisseur und Drehbuchautor David Schalko. Sie zeichnet für den Schnitt von Fernsehserien wie „Vier Frauen und ein Todesfall“ oder „Braunschlag“ verantwortlich, für Filme wie „Silentium“, „Casanova Variations“ (dafür erhielt sie 2016 den österreichischen Filmpreis in der Kategorie Schnitt), „Der stille Berg“, „Luis Trenker – der schmale Grat der Wahrheit“ oder „Achterbahn“. Der Dreh für „Hochwald“ ist fast abgeschlossen: Es folgen noch zwei Drehtage in Wien. „Hochwald“ soll im Herbst 2020 in die Kinos kommen.

## ff: Was machen Sie hier in diesem Dorf?

**Evi Romen:** Wir drehen für meinen ersten Spielfilm, „Hochwald“. Er handelt von zwei jungen Männern aus einem kleinen Dorf, die beim Besuch einer Diskothek in Rom Opfer eines Attentats werden. Der eine stirbt, der andere kehrt zurück. Das Echo daheim: Um wen wäre es weniger schad gewesen?

## Was hat dieses kleine Dorf, dass Sie hier drehen?

Es gibt hier genug Wald und auch einen Dorfplatz – was man seltsamerweise in Südtirol nicht so leicht findet. Und wir brauchten für den Film eine Kirche. Für eine Kirche eine Drehgenehmigung zu bekommen, ist schwierig. Wir haben sie nach einigem Hin und Her erhalten.

## Welcher Teil des Films entsteht hier?

Alles, was außen spielt, haben wir hier und in Kohlern gedreht, der Hauptteil des Films ist in Südtirol entstanden. Aber das Dorf im Film ist fiktiv, es ist aus mehreren Elementen zusammengesetzt. Man wird es im Film auch nie als Ganzes sehen. Der Blick im Film ist der Blick eines Einheimischen, nicht eines Touristen. Im Film spielt auch eine Seilbahn eine Rolle. Ich möchte zum Beispiel vermeiden, dass man die Seilbahn von außen sieht, sondern sie wie ein Einheimischer betrachtet, der einsteigt und einen flüchtigen Blick in die Landschaft wirft. Und beim Gang durch das Dorf im Film sieht man höchstens da ein Stück Haus und dort ein Stück Berg.

## Was braucht es für einen Film?

Es braucht viele helfende Hände – um die 60 sind es bei diesem Film,

Schauspieler, Kameraleute, Ausstatter, Kostüm- und Maskenbildner – viele davon aus Südtirol. Es braucht Geld – für diesen Film bekommen wir unter anderem 650.000 Euro von der Südtiroler Filmförderung plus 45.000 Euro für die Produktionsvorbereitung. Aber zuerst braucht es eine Geschichte und jemand, der sich für diese Geschichte interessiert. Es braucht eine durchdachte Organisation, um diese Riesenkompanie zu bewegen – das ist manchmal fast wie ein Kriegsschauplatz. Und dann braucht es noch einen gnädigen Filmgott.



Die Hauptdarsteller in „Hochwald“: Noah Saavedra und Thomas Prenn (rechts).

## Wie das?

Weil die Magie der Leinwand unerforscht ist, kann man nur hoffen, dass der Zauber auf die Zuschauer überspringt. Wieso und wie ein Film funktioniert, bleibt letztlich ein Geheimnis.

## Obwohl Ihnen ja ein Tross von Leuten zur Verfügung steht, die mit Ihnen reisen?

Der Tross reist der Regisseurin voraus. Die Regisseurin fragt sich dann am ersten Drehtag: Was machen die alle, sind die wegen mir da?

**Die Leute fallen hier ein und dann?**

Bevor sie hier einfallen, kommt der Location-Scout, in unserem Fall Daniel Defranceschi aus Bozen, der mögliche Drehorte auskundschaftet. Dann kommt der Location-Manager, der die Lage checkt, Genehmigungen einholt, erkundet, was wir machen dürfen. Deshalb hat eine solche Produktion vor Drehbeginn locker eine Vorlaufzeit von zwei Monaten. Die Zeit, bei der es bei einem Film hoch hergeht, umfasst dann noch einmal etwa zwei Monate.

**Sie haben bis spät in die Nacht gedreht, was haben Sie gemacht?**

Wir haben in der Kirche gedreht, eine der wichtigsten Szenen im Film und eine der organisatorisch schwierigsten. Die Dorfgemeinschaft ist zur Mette versammelt, alle warten, und die zwei Hauptdarsteller kommen zu spät. Klingt leicht, aber man muss eine Kirche mit Statisten füllen, genau festlegen, wer wann kommt. Es galt ja auch, der Wallfahrtskirche mit Respekt zu begegnen.

**Und jetzt gehen Sie in den Wald?**

Dort gibt es Improvisationen zum Thema Wald, Hochwald. Eine Fantasiesequenz. Es gibt in der Geschichte große soziale Unterschiede, die eine Hauptfigur ist der Sohn eines Grafen, die andere der Sohn der Verkäuferin beim Metzger – sie hat ihn allein großgezogen. Wo ist der Ort, an dem es keine sozialen Unterschiede gibt? Im Wald sind die Kinder beim Spielen frei von sozialen Erwartungen.

**Was war die erste Idee für den Film?**

Sie kam mir bei der Sommerfrische in Jenesien. Ich saß im Haus und habe aus dem Fenster in den Wald geschaut. Da kam im Radio die Nachricht vom Anschlag auf den Bataclan in Paris und dass sich auch ein junger Südtiroler unter den Opfern befinde. Das hat mich betroffen gemacht, obwohl ich den jungen Mann gar nicht kannte. Ich dachte mir: Was passiert, wenn ein Ereignis von globaler Bedeutung in einen kleinen Kosmos eindringt? Was passiert in einem kleinen Dorf, wenn es plötzlich von einem Attentat betroffen ist, wie reagiert es darauf? Aus dieser Idee ist in vier

Monaten ein Treatment entstanden, das erste Drehbuch war nach einem Dreivierteljahr fertig. Von der Idee bis zu meinem Einfall, wie Sie sagen, in Unsere Liebe Frau im Walde für die Dreharbeiten sind an die drei Jahre vergangen.

**Sind Sie aufgeregt?**

Jetzt nicht mehr. Am ersten Drehtag war die Aufregung groß. Ich dachte, ich bin ja eine Anfängerin. Aber es hat sich herausgestellt, dass ich nach 30 Jahren Filmschnitt ein bisschen Erfahrung habe, dass ich weiß, wie es geht. Und, so hat es sich gezeigt, ich

Die Peitsche kann schon mal schnalzen. Einen Film drehen, bedeutet eine große Anspannung: Es geht um den Moment, den muss man kriegen. Und da kann es passieren, dass einem die Nerven durchgehen – manchmal geht es auch gar nicht anders. Dann ist es wie im Krieg, dann schreit der General.

**Was verlangen Sie von Ihren Darstellerinnen?**

Authentizität. Das heißt, nicht ich verlange das, sondern der Film. 80 Prozent der Regiearbeit passiert vor dem eigentlichen Dreh und besteht



**Hauptdarsteller Thomas Prenn, Regisseurin Evi Romen und Produktionsleiter Martin Gschlacht: Vier Jahre von der ersten Idee bis zum fertigen Film.**

hatte ein gutes Händchen bei der Auswahl der Schauspieler.

**Was braucht es, um Regie zu führen?**

Ein Filmregisseur ist eine Mischung aus Manager und Zirkusdirektor, hätte ich fast gesagt. Ich gehöre sicher nicht in die Abteilung Diva, sondern in die Abteilung Teamarbeiter. Aber letztlich ist der Regisseur der einsamste Mensch am Set, letztlich ist er allein für den Film verantwortlich. Er kann nicht unter den Film schreiben, Entschuldigung, das und das hat nicht geklappt.

**Sie sind keine Diva und keine, die mit der Peitsche knallt?**

darin, die richtige Person für die Rolle zu finden, sodass es authentisch wirkt. Passt das, hat ein Schauspieler viel zu geben, dann muss der Regisseur nur mehr empfangen, aussortieren und nachjustieren.

**Wenn jemand von authentisch redet, macht mich das ein wenig nervös.**

Habe ich gemerkt. Aber Film ist gemein: Man merkt sehr schnell, wenn gelogen wird. Ein Schauspieler muss über das Handwerk verfügen, um eine authentische Situation herzustellen. Sie und ich müssen ihm glauben. Ich sitze während der Aufnahmen vor dem Monitor und muss beurteilen,

ob jemand glaubwürdig ist oder nicht.

### **Warum wollten Sie nach 30 Jahren Schnitt die Seite wechseln, der Boss sein?**

Ach, es geht doch nicht darum, Boss zu sein. Ich habe schon, bevor ich Kamera und Schnitt studiert habe, mit dem Gedanken gespielt, Regie zu machen. Aber damals hat mich der Schnitt mehr fasziniert, Editorin ist der schönste Beruf beim Film. Es gibt nichts Spannenderes als zuzuschauen, wie ein Film zu atmen beginnt. Ich habe den Job lange gemacht, es wird langweilig, habe ich gemerkt. Was dagegen tun? Frust schieben oder etwas ausprobieren, damit einem nicht viel Zeit bleibt nachzudenken, ob man in Pension gehen will?

### **Ihren ersten Film haben Sie jetzt bald in vielen Fragmenten auf dem Tisch liegen. Was machen Sie mit dem Zeug?**

Es ist ein riesiges Puzzle. Ich habe früher als Editorin meistens vor dem Schnitt nicht einmal die Drehbücher gelesen. Ich kannte die Geschichte, wusste ungefähr, wer wer ist, aber ließ mir von den Schauspielern erzählen, was passiert. Man sortiert die Szenen, sucht die besten Momente heraus. Dann geht es darum, den richtigen Rhythmus für das jeweilige Material zu finden – besonders wichtig bei Komödien. Man muss der Welle nachspüren, die Schauspieler, Regisseur, Drehbuch, Kameraleute ausgelöst haben. In der Regel hat man mindestens 10-mal so viel Material, manchmal auch 30-mal so viel wie letztendlich für den fertigen Film verwendet wird. Irgendwann, beim Film „Casanova Variations“, habe ich gewusst, jetzt kann ich es, jetzt kann ich blind Klavier spielen.

### **Ihr Verhältnis zum Film: Ist das Liebe?**

Es ist immer noch eine große Liebe. Mehr liebe ich nur meine Kinder und meinen Mann. Film ist eine ansteckende Krankheit. Aber wenn man einmal dabei ist, kommt man nicht weg. Es ist ein sehr abwechslungsreicher Beruf, nirgends sonst erlebt man so viel Frustration und so viele Glücksgefühle. Das ist wie ein Rausch.

### **Wie hat diese Liebe begonnen?**

Mit 16 bei einem Fotokurs an der Salzburger Sommerakademie – ich wollte damals Fotografin werden. Ich hatte zu wenig Geld, um Fotopapier zu kaufen, also habe ich lauter Kontaktabzüge gemacht, um zu entscheiden, von welchen ich richtige Abzüge machen lasse. Ich habe die Kontaktabzüge zerschnipst und auf Blätter geklebt. Da stand auf einmal der Professor hinter mir und hat gesagt: Was du machst, ist filmische Montage. Ich fand das Wort großartig, ich dachte, das mache ich.

### **Es war kein Film, der die Liebe zum Film ausgelöst hat?**

Ich hatte keine Ahnung vom Film. Mein Vater hat immer gesagt: Du beim Film, du wolltest als Kind nicht einmal fernsehen? Und dann kam die filmische Bildung im Filmclub, wo ich an der Kasse gearbeitet habe. Schuld daran, dass ich beim Film bin, ist Martin Kaufmann, einer der Gründer des Filmclubs. Wir haben uns am Sonntag, wenn die anderen auf die Berge gingen, die Filme vorgeführt, Fassbinder, Visconti, Fellini. Der Film ist meine Möglichkeit, mich künstlerisch auszudrücken. Malen kann ich nicht, das Konservatorium habe ich gelassen.

### **Was fasziniert Sie an diesem Ambiente?**

Das Drumherum interessiert mich gar nicht, ich finde es anstrengend, aber leider notwendig – ich versuche, den roten Teppich zu vermeiden. Mich interessiert der Moment, wenn etwas entsteht, beim Drehen oder im Schneiderraum. Es ist für einen Künstler nicht so leicht, sich der Welt auszusetzen, gleichzeitig gibt es den Drang, etwas nach außen zu bringen. Diese beiden Personen in einem arbeiten manchmal gegen-einander: Schüchternheit kämpft mit Selbstdarstellung.

### **Sie sagen, der schönste Moment ist, wenn etwas entsteht, was ist, wenn der Film auf die Leinwand kommt?**

Da werde ich, glaube ich, vor Aufregung sterben.

### **Besteht Ihr Leben nur aus Film?**

Nein, ich habe zwei Kinder, 9 und 14

Jahre alt, die sind mein Leben.

### **Wann sind Sie weg aus Bozen, um in Wien Kamera und Schnitt zu studieren?**

Vor 33 Jahren.

### **Wie waren Sie als junges Mädchen?**

Eher rebellisch. Ich war nicht immer in der Schule. Und es hat nicht geschadet.

### **Heimweh hatten Sie nie?**

Als ich weg war, war ich zuerst heilfroh: Gott sei Dank, kein Berg mehr vor der Nase. Leute, die schon länger weg und etwas älter waren als ich, haben dann gesagt: Wirst schon sehen. Und tatsächlich, mit Ende 30 bin ich nach Südtirol gekommen und habe mir gedacht: Danke, liebes Südtirol, du hast mir eine große Kraft mit auf den Weg gegeben, und ich komme dich gerne wieder besuchen, und vielleicht lebe ich irgendwann wieder hier.

„Der Film ist eine große Liebe.  
Es ist ein Rausch.  
Nirgends sind Frustration und Glücksgefühle so groß.“

### **Das Wienerische haben Sie sich ja gut antrainiert?**

Als ich damals, vor 33 Jahren, den Mund aufgemacht habe, haben alle gelacht. Also habe ich zuerst Hochdeutsch wie in der Schule gesprochen, später hat sich dann nach und nach das Wienerische in meine Sprache geschlichen.

### **Sind Sie je zufrieden?**

Beruflich nie. Da bin ich sehr selbstkritisch und skeptisch. Ich bezweifle und bekrittle alles. Privat bin ich zufrieden, wenn es den Kindern gut geht und ich in der Yogastunde sitze – ich habe sonst keine Freizeitbeschäftigung.

### **Was ist ein guter Film?**

Er berührt einen im Herzen, im Bauch, macht einen staunen. ■

Interview: Georg Mair

# Irriducibile anarchico

Il 12 dicembre ricorre il cinquantesimo anniversario della bomba di Piazza Fontana. La testimonianza del bolzanino Paolo Faccioli, al tempo accusato di essere un terrorista.



Foto: Gabriele D. Lupo

Paolo Faccioli oggi è un maestro sorridente: „Non si può combattere il fascismo senza rivedere i nostri pregiudizi“.

**A**vete presente l'inizio di una partita di hockey? Da quando l'arbitro lancia il disco sul ghiaccio, subito dopo il primo ingaggio, non ci sarà più un momento in cui i giocatori si ritroveranno nella posizione iniziale. Si potrebbe anzi persino dubitare che quella partita la giochino gli stessi giocatori. Nulla di strano, si dirà. Basta ricordarsi del noto frammento di Eraclito: "Non si può discendere due volte nel medesimo fiume".

Ma cosa c'entra l'hockey con una delle ricorrenze più dolorose della recente storia d'Italia, col giorno in cui a Milano, nella Banca Nazionale dell'Agricoltura di Piazza Fontana, un atroce attentato uccise 17 persone e ne ferì altre 88?

Rievochiamo il cinquantenario della strage con Paolo Faccioli. Bolzanino, anarchico, al tempo giovanissimo testimone degli accadimenti ("guarda che comunque io non ho alcun merito, non è che posso continuare a spacciarmi per il resto della mia vita come una vittima politica"). La sua storia in effetti non è sconosciuta. Compare quasi sempre nelle ricostruzioni offerte per chiarire il contesto delle prime indagini sugli attentati che, nell'ultimo scorcio degli anni Sessanta, annunciarono il cruento decennio successivo.

Il 25 aprile c'era stato una sorta di preludio. Due altri ordigni, uno al padiglione della Fiat della Fiera Campionaria,

un altro all'ufficio cambi della Stazione centrale, che fortunatamente non provocarono vittime. Le indagini si diressero subito sugli anarchici. Faccioli venne arrestato, nonostante risiedesse a Pisa, a causa delle sue frequentazioni con i compagni di Milano, tra i quali figuravano l'editore Feltrinelli e Giuseppe Pinelli. Alla vicenda delle prime bombe, di quanto accadde tra l'aprile e il dicembre del 1969, ha dedicato adesso un documentatissimo libro il giornalista trentino Paolo Morando ("Prima di Piazza Fontana. La prova generale", Laterza 2019), stimolato proprio da una lunga conversazione notturna avuta alcuni anni fa con Faccioli.

**Gli chiedo cosa pensa di queste rievocazioni**, determinate anche dall'anniversario. "Io non seguo più tutto quello che esce su Piazza Fontana. Ritengo che questi testi siano veramente apprezzati solo all'interno del ristretto ambito della sinistra, anzi della sinistra che ha perso. Ma il motivo di quella sconfitta, che poi è anche il motivo del mio moderato interesse attuale, non è stato capito a fondo". Ciò che non è stato compreso, prosegue, è l'atteggiamento di superiorità morale con il quale gli adepti della vecchia sinistra, ma anche i loro eredi più giovani, hanno incrostato l'accesso ai fatti, interpretandoli sempre alla luce della contrapposizione, cioè del conflitto tra una minoranza